

Nr. 222. Bromberg, den 12. Oktober 1928.

Die Liebe des Geigerkönigs.

Roman von J. Schneider-Foerstl.

(22. Fortsetzung.)

Alle Fassung verlierend, stürzte er vor ihr in die Knie und beide Arme in ihren Schoß legend, barg er das Gesicht hinein. Sie sah das verstreute Silber in seinem Haar aufblitzen und erschrak so sehr darüber, daß ihre Hände reglos blieben. Sie fand kein Wort. Das Mitleid und die Liebe in ihr stritten sich mit dem Weibesstolz, der sich solange verraten geglaubt hatte.

Nein, sie konnte nicht! — Jetzt nicht! — Es war alles noch zu frisch und zu wund in ihr. Und dann — so frug sich, ob sie zum mindesten nicht ebensoviel gelitten hatte als er. Und sie hatte in all der schrecklichen Zeit ganz allein mit sich selbst zurechtkommen müssen. — Er mußte es nun eben auch. Sie war kühler, reifer geworden, nicht mehr das liebesselige Mädchen, das vor drei Jahren an seinem Halse hing. — Und daß alles so gekommen war für sie beide, war nur seine Schuld. Nicht Mitleid und Liebe, nur gekränkter Stolz allein hielt in diesem Augenblick des Abwägens die Wagschale in den Händen. Er überschrie die Stimme ihres Herzens, das dem Geliebten der Jugendtage trotz alledem noch immer zu eigen war. Sie versuchte nicht einmal, ihn mit einem liebevollen Wort zu trösten, ihm zu sagen, komm wieder, vielleicht daß wir zu einer anderen Stunde uns wiederfinden. Nur Schweigen hatte sie für ihn.

Als er das Gesicht zu ihr aufhob, war es weiß und zuckend. Er suchte ihre Augen. Aber sie blickten an ihm vorbei. Taumelnd erhob er sich.

„Eva Maria, wiederhole dein Nein — dann will ich gehen!"

„Nein!" sagte sie ohne Zögern. Sie durfte nicht warten damit, sonst wurde es ein Ja. Aber sie mußte dabei die Augen schließen, um ihn nicht zu sehen.

Er beugte sich nieder und küßte, ohne sie zu berühren, die eine ihrer Hände, die auf der Lehne des Stuhles ruhte. Dann griff er nach seinem Hut und ging nach der offenen Türe über der Terrasse die Stufen hinab.

Die Augen der Dogge folgten ihm, mit leisem Knurren fletschte sie die Zähne.

„Elemer!" schrie Eva Maria auf. — „Elemer!" —

Das Rauschen der Fontäne zog den Ruf restlos in sich ein. Radanyi hatte ihn nicht gehört. Der Kies knirschte unter seinem raschen Schritt, gleich darauf kam das Rattern eines Wagens durch die Stille. Das war das letzte, was das Schweigen unterbrach.

„Herr Radanyi wollen schon wieder reisen?" sagte der Portier erstaunt, als Elemer in das Hotel zurückgekehrt, den Auftrag gab, daß seine Koffer nach der Bahn geschafft würden.

„Lassen Sie, bitte, die Sachen in die amtliche Gepäckaufbewahrung bringen," ersuchte er. „Ich treffe dort meine Anordnungen selbst." Er beglich die Zimmerrechnung und schritt eiligst die Straße hinab, machte noch einmal kehrt und trat zu dem Portier in die Loge. „Könnten Sie mir meine Geige herunterbringen lassen? Ich möchte sie sehr gerne selbst mit mir nehmen. Sie ist ein wertvolles Stück und ich will sie nicht unter all dem anderen verstaut haben!"

„Sofort, Herr Radanyi!"

Ein Boy brachte sie ihm wenige Minuten später im Sprunge die Treppe herab.

Radanyi drückte ihm einen Schein in die Hand. „Das ist rasch gegangen, mein Junge!"

Die Nachmittagssonne flutete blendend auf dem spiegelnden Asphalt. Radanyi ging erst ohne Eile eine Strecke abwärts und blieb dann vor einer Waffenhandlung stehen. Nach kurzem Zögern trat er ein und frug nach einem Browning. „Haben Sie keinen kleineren?" sagte er, die vor ihm liegenden mit den Augen prüfend. „Die hier sind alle so unhandlich!"

Der Verkäufer legte sofort andere vor. Elemer umspannte eines der Stücke mit der Hand. Sie deckte die Waffe fast völlig. Er nickte zustimmend.

„Soll er geladen werden?" forschte der Mann hinter dem Ladentisch!

Radanyi bejahte mechanisch.

Als die erste Kugel im Laufe steckte, legte er die Hand darauf. „Lassen Sie! — — Es genügt vollkommen!"

Er steckte den Browning zu sich, bezahlte und trat wieder in die Nachmittagssonne. Er ging wie im Traum die Ringstraße hinunter, sah die Menschen und sah sie nicht. So also entpuppte sich das Ende. Das war wenigstens der Mühe wert gewesen, herüberzukommen. Harald würde lange warten müssen auf ein Lebenszeichen. Es war gut, daß er nicht an seiner Seite ging. Der überredete ihn gewiß auch diesesmal wieder, mit irgendwohin zu kommen, wo man eventuell vergaß. Er dachte an Haller. Sollte er ihn begrüßen? Dann war es zugleich ein Abschiednehmen. Er fühlte nicht die Kraft dazu. Aber das Sehnen nach dem gütigen, grauen Augenpaar ließ sich nicht so rasch zur Seite schieben. Jedoch er durfte nicht. Wenn er erst wieder mit ihm und Stefan beisammen war, fand er vielleicht nicht mehr den Mut, das zu tun, was er zu tun im Begriffe war. Aber schreiben! Ein paar kurze, unverfängliche Zeilen, aus denen er nichts und doch alles lesen konnte.

Er trat in eines der Postämter an der Straßenkreuzung. Mit Tintenstift schrieb er an einem der Pulte auf ein Blatt seines Notizbuches sein letztes Grüßen. Gleich darauf fiel der Brief mit den wenigen inhaltschweren Zeilen in die Öffnung neben dem Schalter.

„Vorbei!" sagte er aufatmend. Nun gab es nichts mehr zu erledigen. „Mutter!" sagte er leise vor sich hin. Sollte er? — Nein! Es war besser, sie wußte nicht, daß er ihr so nahegewesen. Sie würde warten, bis er kam, jeden Tag, jede Nacht und mit ihr der Großvater. Und doch würde all ihr Sehnen und Harren vergeblich sein. Karin! — Wenig Sonne! Schatten, nichts als Schatten! hatte sie ihm damals zur Antwort gegeben.

Er fühlte sich mit einem Male müde und abgeschlagen. Die lange Fahrt, die gehabte Aufregung und die letzten Spuren der Grippe machten sich fühlbar. Er winkte einem Kraftwagen.

„An den Außenring, in die Anlagen!" sagte er und sank erschöpft in die Kissen. — Sein Kopf fing zu hämmern an. Feine schwarze Pünktchen tanzten an den Augen vorüber. Er schloß sie und öffnete sie in der nächsten Sekunde, vom Lärm der Straße stets von neuem aufgeschreckt. — Seine Nerven begannen zu fibrieren. In einer Stunde ist alles vorbei — alles vorbei — beruhigte er sich selbst.

Zwanzig Minuten später stoppte der Führer. Man war am Ziel.

Radanyi bezahlte weit über die Taxe. Zweimal riß der Chauffeur die Mütze vom Kopfe und sah ihm nach, wie er den Gangsteig hinunter schritt, die Geige in der Rechten.

„Komisch!“ sagte der Führer laut vor sich hin. „Was macht der da draußen? Geld hat er scheinbar genug. Den drückt irgend etwas. Wenn man's oft wüßte, wär gar manchem leicht zu helfen.“

In den Anlagen herrschte geheimnisvolles Dämmern und weltentrückte Stille. Sonnenfunken spielten im Gras. Ab und zu schwankte ein Zweig, wenn ein Vogel sich aus dem Buschwerk in die freie Luft schwang. Träge, zeitverschwendend kroch eine Käferkarawane den schattigen Weg entlang. Die schillernden Augen einer Eidechse folgten ihr. Die Halme und Gräser standen reglos, kein Windhauch machte sie schwanken. Müde lehnten sie sich gegeneinander und warteten auf den Tau der Nacht, der ihren Durst stillte.

Radanyi ging langsam, wie einer, der nichts mehr zu versäumen hat. Der Ausdruck seines Gesichts war friedlich und ausgeglichen. Er hatte ausgerungen mit seinem Lebenswillen. Nun würde er endlich die große Ruhe bekommen! Nach all dem Jammer und der Not der letzten Jahre der tiefe, lange Schlaf, aus dem keiner mehr ihn wecken konnte.

Eine breite Straße schnitt die Anlage mit einem Male in zwei Hälften. Einige Arbeiter kamen des Weges. Sie trugen blaue Kittel und Drahtrollen in den Händen. Lachend sahen sie, wie Elemer sich eiligst tiefer in das Dämmer drückte. Kopfschüttelnd sahen sie ihm nach. Der hatte zweifellos einen Sparren zu viel. Wahrscheinlich geigte der den Vögeln etwas vor. Sie riefen einem, der hinter ihnen nachkam, etwas zu. Gleichgültig schickte dieser die Augen in die Runde. Dann blitzten sie auf. — Ohne daß die anderen darauf achteten, blieb er zurück.

Radanyi bemerkte von dem allen nichts. Mit gesenktem Kopf ging er seines Weges. Eine Bank lugte versteckt aus dem Grünen. Er hielt vor ihr still, legte die Geige darauf, nahm sein Notizbuch und schrieb Hallers Adresse auf ein Blatt. Das klebte er am Kasten der Geige fest. Ein gleiches legte er in das Innere, dazu die Bemerkung, daß der Überbringer tausend Dollar Finderlohn zu beanspruchen habe. Das würde sicher seinen Zweck nicht verfehlen. Haller kam ohne jeden Zweifel auf diese Weise in den Besitz seines Instrumentes.

Hinter ihm knackte es im Holze. Er sah sich um. Aber es blieb alles ruhig. Es mochte ein Wild gewesen sein, das hier einen Schlupfwinkel gefunden hatte.

Er nahm Eva Marias Bild aus der Brusttasche, betrachtete es und öffnete den Kasten, um es hineinzulegen. Besann sich, und steckte es wieder zu sich. Unbemerkt glitt es daneben und blieb im Grase liegen.

Ohne Hast schritt er weiter. Sein Gesicht wurde immer friedlicher. Er war nun vollständig mit sich im Reinen und konnte nicht begreifen, wie dieser eine kurze Moment, der noch vor ihm lag, so vielen den Mut zum Scheiden nahm.

Der kleine See in den Anlagen glitzerte im Strahle der untergehenden Sonne. Ein leiser Wind kräuselte die Oberfläche und machte sie schillern. Die Weiden, die ihr Gezweige tief ins Wasser senkten, erschauerten leise vom Wellenschlag. Kein Ton durchbrach die Stille. Tiefster Friede ringsum. Traumverloren sah Radanyi über die schimmernde Fläche. Ja, hier würde gut ruhen sein. Wie er sich sehnte nach der Ruhe und dem alles Vergessen, das ihm noch das einzig Begehrenswerte erschien.

Über ihm begannen die Wipfel zu rauschen. Es wurde ihm ganz feierlich zumute. Alles in ihm war Andacht. Er faltete beide Hände. Dann lief ein Zittern durch seinen Leib — vergib uns unsere Schuld. —

Ein Schuß krachte in die Stille.

Verängstigt schrak ein Vogelpaar in das Dickicht. Ein Echo kam irgendwoher aus der Ferne. Weiße, durchsichtige Schleier krochen aus dem Wasser und lullten die Erde ein. — Die Erde, — die Radanyis Blut trank.

*

„Sie sollten reisen, verehrte Baronin!“ sagte Eva Marias Hausarzt, der schon seit ihrer Krankheit kam, nach ihr zu sehen. „Sie sehen furchtbar angegriffen aus. Die Fremde wird Ihnen gut tun.“

Sie schüttelte den Kopf. „Wo soll ich denn hin? — Ich habe niemand mehr. Es ist überall dasselbe!“

„Sie müssen sich aufraffen, liebe Baronin. Jeder erfährt einmal etwas Schreckliches im Leben. Da muß man dann eben nach allem greifen, was einem Zerstreuung bringt und die Gedanken ablenkt. Haben Sie nicht auch einen Besitz irgendwo da unten in der Pußta? — Da würde ich hingehen. Wir haben jetzt September. Da ist es noch schön in der Steppe, nicht mehr so heiß, auch noch nicht zu kühl, wollen Sie?“

„Nein!“

„Weshalb nicht?“

„Ich will hier bleiben!“

Der alte Herr seufzte auf. Resigniert empfahl er sich. Und Eva Maria blieb und schleppte sich durch ihre Tage und weinte sich durch ihre Nächte.

Wenn der Herbstwind durch den Park fuhr und das rotfarbene Laub zu ihren Füßen raschelte, schrak sie zusammen und hüllte sich fröstelnd in ihren schweren Seidenschal. Sie hätte am liebsten einen halben Erdteil zwischen sich und Wien gelegt, und getraute sich doch nicht wegzugehen, aus Angst, ihn zu verfehlen. Nur wissen, wo er war, dieser eine Wunsch stand über allem anderen. Aber niemand wußte es. Ballins waren ohne jede Nachricht. Und zu Haller zu gehen, hielten Scham und Furcht sie zurück.

Sie hatte auf weit über ein Dutzend große Tageszeitungen abonniert, in denen sie seit Wochen vergeblich nach seinem Namen suchte, nach einer Ankündigung seiner Konzerte. — Nichts! — Niemals war von ihm die Rede. Auch ausländische Blätter kamen ins Haus. Vielleicht war er wieder nach Amerika gegangen oder Spanien oder England. — Sein Name wurde nie genannt.

Sie war müde und apathisch geworden. Stundenlang saß sie auf der Terrasse oder im Park, ohne eine Hand zu rühren. Ab und zu kam eine brennende Scham über sie, daß es Tage gab, wo sie ihrem toten Manne nicht eine Minute des Gedenkens schenkte. Alles konzentrierte sich um Radanyi. Sie mied die Gesellschaft. Nur keinen Menschen sehen! Was wollte sie bei den Leuten? Und was wollten die Leute von ihr? Es brachte doch keiner Kunde von ihm.

Über den kiesten Vorplatz kamen Schritte. Sie wollte sich eilig ins Haus zurückziehen. Aber es war zu spät. Frau von Ballins Stimme rief ihr bereits ein „Grüß Gott!“ zu. Sie war nicht allein. Harald Anderson und Ellen van der Veldt stiegen gleichzeitig mit ihr die Stufen der Terrasse herauf.

Eva Maria ging dem Besuche einige Schritte entgegen. Forschend ruhten die Augen der beiden Frauen ineinander, als Alice von Ballin die Vorstellung übernahm. Von solch eigenartigem Liebreiz hatte Eva Maria sich die Tochter van der Veldts nie gedacht. Ellen aber strömte über vor Mitleid für diese blonde, blasse Witwe, die einmal Radanyis köstlichster Besitz gewesen war.

„Mein Bruder ist erst seit drei Wochen verheiratet!“ sagte Frau von Ballin so nebenbei. „Da Elemer sein intimster Freund ist, ist er gekommen, ihn zu besuchen. Aber er ist nicht aufzufinden!“

Eine zitternde Röte schlich über die Wangen Eva Marias. Daß er alles wußte, von allem Kenntnis hatte, erwähnte Elemer bei seinem damaligen Besuche. Vor Anderson brauchte sie sich also keinerlei Verstellung aufzuerlegen. Es war ihr darum zu tun, ein paar Minuten mit ihm allein sprechen zu können. Frau von Ballin schien es zu ahnen, denn sobald man den Tee auf der Terrasse eingenommen hatte, erkundigte sie sich, ob sie ihrer jungen Schwägerin nicht den herrlichen, alten Park zeigen dürfe. Ein dankbarer Blick aus den Augen der Baronin Gellern traf sie. Sie konnte es kaum erwarten, bis die beiden Frauen die Stufen der Terrasse hinabgestiegen waren. Mit hochroten Wangen beugte sie sich zu Anderson, der ihr gegenübersaß.

„Haben Sie keinerlei Nachricht von Herrn Radanyi?“

„Nein, gnädige Frau! Seit er von Newyork abgereist ist, bin ich ohne jedes Lebenszeichen von ihm. Meine sämtlichen Briefe an ihn sind als unbestellbar an mich zurückgekommen. Nun sind meine Frau und ich herübergefahren, nach ihm zu suchen, wenn er noch am Leben ist.“

Ihre Röte wechselte zu einer tödlichen Blässe um. „Weshalb glauben Sie, daß er tot sein soll, Herr Anderson?“

„Es hat seinen guten Grund, Gnädigste. Ehe er sich einschiffte, nahm ich ihm das Versprechen ab, zu schreiben. Er sagte mir zu; ich sollte immer Nachricht von ihm haben. Wenn er schweige, sei er tot.“

Sie drückte beide Hände gegen die scharfe Kante des Tisches. „Ich brauche Ihnen nichts zu erklären, Herr Anderson?“

„Nein, nichts, Baronin! Nur um die eine Auskunft muß ich Sie bitten: wie haben Sie ihn empfangen, als er damals zu Ihnen zurückkam?“

Sie schwieg und mied seinen Blick, der forschend auf ihr ruhte. „Ich kann Ihnen die Antwort nicht ersparen, Gnädigste,“ sagte er bittend. „Sie ist ja zur Klärung des Ganzen unbedingt nötig. Aus ihr kann ich auf alles andere schließen! — Sie haben ihn abgewiesen?“

„Ja!“

Er zuckte zusammen. Eva Maria sah, daß er sich leicht verfärbte. Beide Hände ineinanderklammernd, bat sie ihn, ihr nach ihm suchen zu helfen. „Ich gehe sonst an meiner Reue zugrunde!“ gestand sie und würgte gewaltsam die Tränen hinab.

Er empfand Mitleid mit ihr. War es nicht immer so im Leben, daß man das größte Leid sich stets selber auf die Schultern lud?

„Sie lieben ihn noch, Baronin?“

„Ja!“

„Warum ließen Sie dann Ihr Herz nicht sprechen? — Er hatte es verdient!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Seemann im Zylinder.

Humoreske von Ernst Römer.

Wie kann ein Mann, der sich berufsmäßig mit den Elementen herumschlagen muß, in Seestiefeln und Ölzeug zur Koje geht, seit seinen Knabenjahren breitbeinig und derb einher schreitet — wie kann ein solcher Mann, frage ich, sich jemals eine Angströhre aufs Haupt stülpen?

Die Meere bedecken einundsiebzig vom Hundert unserer Erdoberfläche. Bleibt ein Rest von neunundzwanzig Prozent für das Festland. Auf ihm treten sich fast zwei Milliarden Menschen gegenseitig auf die Füße. Wer das nicht mitmachen will, tummelt sich eben auf den Meeren. Hat es dann solch freier Siedler nötig, unter Umständen gewisse Gewohnheiten der Landbewohner mitzumachen, die er auf dem kümmerlichen Rest von neunundzwanzig Prozent vorfindet? Muß er zum Beispiel — ich beschränke mich auf diesen einen Fall — einen röhrenförmigen Haarhut in seinem Besitz führen?

Damit ich von vornherein nicht mißverstanden werde: ich spreche hier nicht von einer persönlichen Angelegenheit. O nein! Um meinen Freund handelt es sich, um meinen guten armen Freund. Arm, seit er das freie Siedlertum auf dem Meere aufgab — arm, seit er ein Weib genommen hat. Es ist allen Jammers Anfang. Wir wissen es. Nur mein Freund wußte es nicht. So kam es eben zu folgender Geschichte, die er mir neulich erzählt hat:

„Wir müssen endlich unsern Besuch bei Meißners machen", meint vor vier Wochen meine kleine Frau. — „Gut", sage ich, „machen wir Besuch bei Meißners. Ich könnte mir zwar am Sonntag vormittag Schöneres denken, aber dann haben wir's hinter uns."

„Nicht wahr?" freut sich meine Frau, „dann haben wir ihn hinter uns. Ich ziehe mein dunkelgrünes Kleid an, du setzt den Zylinder —"

„Stopp, stopp!" sage ich. „Nix Zylinder. Die Erde wird um keinen Zoll aus ihrer Bahn gedrängt, wenn ich nicht im Zylinder erscheine."

„Aber das ist doch unmöglich!" ruft meine Frau entsetzt. „Du kannst einfach nicht im weichen Hut Besuch machen!" — Darauf erwidere ich ruhig und bestimmt: „Liebes Kind, ich konnte um deinetwillen die Seefahrt aufgeben, ich konnte das Pfeiferauchen im Bett und das Fluchen aufgeben, nun kann ich wohl auch die Zylindermode aufgeben."

Aber wenn man zu Frauen ruhig und bestimmt redet, dann gibt's ebenso bestimmt Tränen. Wir Seeleute sind zwar an Salzwasser gewöhnt; diese Art von Salzwasser kann ich aber ganz und gar nicht ausstehen. — Also setzte ich mir das Begräbnisspind auf, und wir gingen.

Auf der Straße tröstete mich meine Frau, während sie sich einhakte: „Vielleicht sind Meißners gar nicht zu Hause, dann geben wir nur unsere Karten ab." Ich antwortete nicht. Ich fühlte nur, wie sich über meiner Schädeldecke etwas Fremdes und Feindseliges breit machte, das mich mit Erbitterung erfüllte. Wenn wir von Bekannten gegrüßt wurden, suchte meine Hand nach der gewohnten Hutkrempe und griff ins Leere. Ich kam also mit meiner Frau und meiner rosenroten Stimmung in der Meißnerschen Straße an.

„Dieses Haus muß es — glaube ich — sein", sagte meine Frau und sah sich suchend um. „Glauben — was heißt das?" frage ich. „Welche Nummer hat denn das Haus?" Ja, die Nummer wüßte sie nicht genau. Es wäre aber ganz sicher ein Haus mit Hochparterre.

Wir haben das Haus natürlich nicht gefunden und nahmen am nächsten Sonntag einen zweiten Anlauf. Diesmal fanden wir das Haus. Wir klingelten. Kein Laut. Ich klingelte charaktervoll dreimal — nichts. Ich wollte erfreut unsere Karten hervorholen . . . sie lagen zu Hause auf meinem Schreibtisch.

Mein Freund fuhr hastig und wie in Abwehr mit der Hand durch die Luft: „Egal, was sich daheim ereignete. Mein Zylinder wurde in der Woche jedenfalls aufgebügelt, und am nächsten Sonntag traf ich zum dritten Mal Anstalten.

Hast du schon einmal einen stocksteif gestärkten Kragen anzuknöpfen versucht, wenn du dich vorher mit der Rasierklinge in die Fingerkuppe geschnitten hast? Ja? Dann weißt du wohl Bescheid: blutiger Kragen, blutiges Oberhemd — ich brülle, daß meine Frau schreckensbleich herein stürzt — neuer Kragen, neues Oberhemd. Diesmal will's meine Frau versuchen. Hast du dir schon einmal von einer Frau einen Kragen anknöpfen lassen? Ach, richtig, du bist ja ledig . . . Also: faßt sie zart zu, dann kitzelt es am Halse. Nicht auszuhalten. Wendet sie Gewalt an, dann bohrt sich ihr Fingerknöchel in deinen Adamsapfel. Auch nicht auszuhalten. Also komme ich wieder an die Reihe . . . Sagt meine Frau zum Schluß: „Über den Blutfleck am Hemd kommt ja die Krawatte." Ausgezeichnet, darüber kommt ja die Krawatte. — Zylinder auf, wir gehen.

An der ersten Straßenecke fährt mir ein Junge mit seinem Roller über Lackspitzen und Hühneraugen. Meine Laune steht auf Sturm. Und an der nächsten Straßenecke geschieht es . . . Kennst du diese Ecke am Bismarckplatz? Es ist die Ecke der vier Winde, der acht Winde, sämtlicher Winde. Weiß der Teufel: unsere Meteorologen sind über jedes lächerliche Tief unterrichtet, das über Island liegt; von örtlichen Luftverhältnissen haben sie keinen Schimmer.

An dieser Ecke also fliegt mir der Zylinder fort. Ich laufe hinterher. Über den Bismarckplatz. Am Sonntag vormittag. Im Cut, gestreiften Beinkleid, schwarzen Überrock, mit sorgfältig gescheiteltem Haar. Mit mir läuft ein Hund. Er freut sich offenbar, will spielen. Er holt den Zylinderhut ein, bellt ihn an, beißt in die Krempe. Schließlich kommt der Hut zum Stillstand, ruht wie angewachsen auf seiner Grundfläche. Der Hund wird uninteressiert, beschnuppert ihn zerstreut, und . . . Ich komme zu meiner Frau zurück; sie hält ihre Kleiderröcke gegen den Wirbelwind nieder und lacht. Stell' dir das bitte vor: sie lacht!"

Ich habe es mir vorgestellt und — ebenfalls gelacht. Seitdem sah ich meinen Freund noch nicht wieder.

Sparen und Einkaufen.

Von Frauenpflicht und Frauenkunst.

Es gibt ein altes niedersächsisches Sprichwort, das da besagt: „Eine Frau kann mehr in ihrer Schürze wegtragen, als ein Mann mit dem vierspännigen Wagen heranfahren kann!" Ähnliche Sprichwörter gibt es auch in anderen Gegenden, und sie alle haben den gleichen Sinn: Wenn die Frau nicht zusammenhalten kann, was der Mann erwirbt, ist alle seine Mühe umsonst! Das gilt auch heute und auch bei den vielfach herrschenden wirtschaftlichen Verhältnissen, die es notwendig machen, daß die Frau nicht nur zusammenhält, was der Mann verdient und damit wirtschaftet, sondern daß sie auch ihrerseits miterwirbt. Ja, unter diesen Umständen ist der Schaden ja noch doppelt groß, der entsteht, wenn die Frau nicht einteilen, nicht sparen kann. Gehen doch durch ihr notgedrungenes Fernbleiben vom Hause schon vielfach sehr beträchtliche Werte verloren, sei es, daß Möbel und Geräte, Wäsche usw. nicht genügend gepflegt werden können, sich schneller abnutzen und eher ersetzt werden müssen, sei es, daß für die Bereitung der Mahlzeiten nicht genügend Zeit zur Verfügung steht, daß die Familie bei den gleichen Unkosten nicht so gut und richtig genährt wird, daß mehr Material verbraucht wird, weil vieles aus Zeitersparnisgründen fertig gekauft wird, was die Hausfrau sonst selber herstellen würde, oder sei es endlich, weil Hilfskräfte gehalten und bezahlt werden müssen, die sonst nicht nötig wären. Von den seelischen Verlusten ganz abgesehen, die immer entstehen, entstehen müssen, wenn die Hausfrau oder gar Familienmutter dem Heim fernbleiben muß, ist es sehr oft ein solches Rechenexempel, wenn sie mitverdient und häufig würde ihr Daheimbleiben und Sparen mehr einbringen, als ihre außerhäusliche Erwerbstätigkeit, deren Erfolg nur zu oft durch zu bereitwilliges Ausgeben des Selbstverdienten illusorisch gemacht wird.

Ja, Sparen und Zusammenhalten — zwei Worte, die lange Jahre ihren guten Klang und ihre segensreiche Bedeutung so ganz verloren hatten, sie sind mehr als je wieder das Motto, das über dem Tun und Lassen der Hausfrau stehen muß. Und doch wird es uns wohl so schwer gemacht, wie nur je, an diesem Motto festzuhalten. Scheint nicht fast alles in unserer Zeit darauf abgestimmt, und zum Verschwenden anzuspornen anstatt zum Sparen, und zum Ausgeben anstatt zum Zusammenhalten? Wir haben das passive Sparen, d. h. das Unterlassen von Ausgaben, so lange Zeit üben müssen in jenen Jahren, als man Geld hatte, aber nichts zu kaufen und dann umgekehrt, als man kaufen konnte, aber kein Geld hatte — und nun sind so viele Lücken da im Haushalt, im Wäscheschrank, im Kleiderschrank und sonstwo — so vieles, vieles gibt es jetzt, was man zu ergänzen unterlassen hat, wobei man sich beholfen hat, wo man sagte: „Ach, es geht ja noch ein Weilchen" oder: „Man kann es entbehren!" All dies ist nun allmählich unaufschiebbar und unabwendbar geworden; wir müssen „anschaffen", „ergänzen", „auffrischen", das hilft nun alles nichts, und je länger man es hinauszögert, desto größer wird die notwendig werdende Ausgabe. So sehr es Hausfrauenpflicht ist, zu sparen, so sehr ist es ihre Pflicht, zur rechten Zeit auszugeben, aber die Kunst dabei ist es, so auszugeben, daß man dabei spart, d. h. gut und vorteilhaft einkauft.

Einkaufen! Das Wort hat einen magischen Reiz für die meisten Frauen, und es ist einer der gefährlichsten Wider-

sprüche in ihrem Leben, daß sie, die so gerne einkaufen, fast immer eigentlich das Einkaufen meiden müßten! Wir leben ja fast alle in diesem Widerspruch, daß wir dies und jenes eigentlich notwendig haben müßten bzw. schrecklich gern hätten und es uns doch im Grunde nicht leisten können. Wir müssen unsere knappen Mittel zusammenhalten, und doch wird von allen Seiten ein wahres Trommelfeuer auf unsere Standhaftigkeit eröffnet, und doch ertönen von allen Seiten die Sirenengesänge: „Kauft — kauft! Ihr bekommt ja so schöne Sachen — und so billig! Kauft — kauft!“ Arme Eva von heute — deine Namensschwester aus dem Paradiese hatte sich doch wenigstens nur mit der einen Schlange auseinanderzusetzen, aber dich umgeben heute auf Schritt und Tritt Hunderte von Lockungen und Versuchungen, und man will noch ein Verdienst daraus konstruieren, wenn du ihnen erliegst!

Aber immerhin gibt es einige Möglichkeiten, den Gegensatz zwischen Sparen und Einkaufen, zwischen Ausgeben und Zusammenhalten zu überbrücken. Eine davon wurde vorhin schon genannt, das ist die, zur rechten Zeit einzukaufen, ehe durch zu langes Hinausschieben die Ausgabe noch größer wird. Die zweite ist das „billig“ Einkaufen, aber das ist ein Begriff, über dessen richtige Definition die Meinungen auseinandergehen. Man kann unter Umständen einen Gelegenheitskauf, eine Ware, die man „halb geschenkt“ erhält, doch noch viel zu teuer bezahlen und man kann andererseits billig gekauft haben und bedeutende Ersparnisse machen, wenn man von bestimmten Gegenständen das Beste und Teuerste nimmt, was zu haben ist. Jede Hausfrau weiß oder sollte wissen, wie das gemeint ist!

Es liegt im Geschäftsleben unserer Zeit der von Amerika übernommene Zug, nicht nur Kaufbedürfnisse zu befriedigen, sondern auch Kaufbedürfnisse künstlich zu schaffen; inwieweit dies begründet und nützlich ist, bleibe dahingestellt. Aber jedenfalls erfüllt die Hausfrau am besten ihre Pflicht, zu sparen und zusammenzuhalten und übt zugleich ihre Kunst, vorteilhaft zu kaufen, die sich gegen die Suggestion lockender aber nicht notwendiger Käufe standhaft verhält und, wenn sie einkaufen will und muß, es erst dann tut, wenn sie das Geld dazu wirklich in der Hand hält — was sie dadurch spart, kann sie der Qualität zugutekommen lassen und hat dann doch noch — billig gekauft!

Annemarie Schlüter.

Kinder.

Wenn ich heimwärts gehe durch die schwüle Stadt, wenn mir das Lächeln geschminkter Frauen wie Sturm die Seele peitscht, dann, meine Kinder der kleinen Gasse, möcht' ich euch rufen und danken, weil ihr mich so lieb habt. Ich möchte euch immer in die Augen sehen, die so rein und reich im Zauber der Zartheit und Freude erglänzen. Wäret ihr nicht — ich wüßte mir keinen Rat in der Fremde — ich haßte das Leben und möchte schlafen, nichts als schlafen.

Karl Weis.

Das Sammelsurium eines Fundbureaus.

Der Elefant in Schutzhaft. — Das verlorene Karussellpferd. Menschliche Schienbeine und Bücklinge.

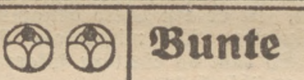
Von Theodor Lindenstädt.

Es ist wirklich erstaunlich, was alles verloren und vergessen wird oder sonstwie abhanden kommt. Zu den umfangreichsten Objekten dieser Art gehörte wohl ein Elefant, der vor einiger Zeit aus einem Wanderzirkus in England ausgebrochen und eine ziemliche Strecke über Land gewandert war, um sich schließlich in einem kleinen Orte bei einer Hausfrau einzufinden, die den Dickhäuter einige Tage zuvor auf seiner Durchreise gefüttert hatte. Bei seinen Bemühungen, in das Haus einzudringen, war dieses so beschädigt worden, daß man die Polizei zu Hilfe rufen mußte. — Zu den seltsamsten jemals auf einem Fundbureau abgelieferten Dingen gehört wohl ein buntbemaltes Karussellpferd, das in der Nähe von Fulham von einem Wagen gefallen und von einem Arbeitslosen gefunden worden war. Der glückliche Finder wollte seinen Schatz nur gegen einen entsprechenden Finderlohn herausrücken und drohte, falls ihm dies verweigert würde, das Holzpferd wieder mitzunehmen.

Einer der wertvollsten Funde war wohl eine große Streichholzschachtel, in der sich ein Perlenhalsband im Werte von über zweieinhalb Millionen Mark befand. Der ehrliche Finder hatte den Gegenstand in der Straßengosse entdeckt und getreulich zum Fundbureau getragen. Das Halsband war gestohlen, und die Streichholzschachtel diente als wichtigstes Indizium zur Überführung der Diebe.

Zuweilen lassen sich die Verlierer recht viel Zeit, ehe sie sich um die Wiedererlangung ihres Eigentums bemühen. In einem Londoner Straßenbahnwagen war eine Pelzgarnitur im Werte von fünfzehntausend Mark liegen geblieben. Erst nach mehr als zwei Monaten meldete sich die Eigentümerin, die den Verlust offenbar erst bemerkt hatte, als sie nach dieser Zeit das Pelzwerk wieder einmal tragen wollte. — Einen etwas ungewöhnlichen Fund bildeten zwei menschliche — Schienbeine, die in einer Droschke liegen geblieben waren und von dem Fahrer aufs Fundbureau gebracht wurden. Man dachte natürlich zuerst an ein Verbrechen und benachrichtigte die Kriminalpolizei, die aber bald herausfand, daß ein harmloser Anatomieprofessor „seine Schienbeine“ in seiner Zerstreutheit im Wagen vergessen hatte.

Auf dem Londoner Fundbureau werden jährlich rund zweihunderttausend gefundene Gegenstände abgeliefert, von denen etwa nur der dritte Teil von den Besitzern wieder abgeholt wird. Regenschirme stehen an der Spitze, Geldbörsen und Damenhandschuhe belegen die nächsten Plätze der Liste, auf der sich im verflossenen Jahre unter anderem ein lebendes Wiesel, ein Glasauge, zwei weiße Mäuse, ein Papagei und, in einem Paket friedlich vereint, ein Opernglas mit einem Paar — geräucherter Bücklinge befanden.



Bunte Chronik



* **Elefantenschädel mit vier Stoßzähnen.** Das naturhistorische Museum in Paris wurde um ein seltenes Stück bereichert: Ein früherer Gouverneur von Französisch-Indien schenkte dem Museum einen Elefantenschädel mit vier Stoßzähnen, die in der strikten Regelmäßigkeit der Anlage und der Qualität des Elfenbeins bis jetzt noch nicht zu sehen waren.

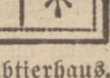
*

* **Zinnverbrauch für Seidenstrümpfe.** Nach einer offiziellen Statistik hat der Verbrauch von Zinn in England seit der wachsenden Beliebtheit von Seide und Kunstseide eine gewaltige Zunahme erfahren. Vor zehn Jahren verbrauchten die englischen Seidenfabriken 800 Tonnen jährlich, jetzt ist dieser Bedarf auf 8000 Tonnen Zinn gestiegen, die zur Stärkung und Färbung der Seidenfabrikate Verwendung finden.

*

* **Die Not zur Tugend gemacht!** Die amerikanische Sitte, an Straßenkreuzungen und anderen geeigneten Punkten die traurigen Überreste verunglückter Kraftwagen deutlich sichtbar aufzustellen, damit sie anderen Autofahrern als warnendes Beispiel dienen, hat in Monte Carlo in eigenartiger Weise Nachahmung gefunden. An den zum Spielsaal führenden Straßen sieht man seit kurzem große Plakate, die einen elegant gekleideten Herrn darstellen, der sich einen Revolver gegen die Schläfe drückt. Darunter die auffallende Erklärung: „Monto Carlo, die Todesfalle für den Spieler, der Ruin des Volkes!“ — Daß man es hier nicht mit einer neuartigen Reklame der Verwaltung des Spielsaales zu tun hat, liegt auf der Hand. Die Plakate sollen vielmehr von den Gründern des im nahegelegenen Nizza neuerrichteten Kasinos aufgestellt sein, denen die Konzession für die Einführung des Roulettebetriebes verweigert wurde. In ihrem Ärger über den entgangenen reichen Gewinn sind die Herren vermutlich in sich gegangen, haben erkannt, daß das Roulettespielen doch eigentlich ein Laster ist, und tun jetzt alles in ihren Kräften Stehende, um ihre lieben Mitmenschen davon abzuhalten, diesem Laster zu frönen.

Lustige Rundschau



* **Im zoologischen Garten** vor dem Raubtierhaus. Hänschen betrachtet schweigend die Löwen, Tiger, Leoparden. Dann: „Nicht wahr, Onkel, das ist die Abteilung für Bettvorlagen?“

*

* **Der Mahnbrief.** Munkel schreibt einen entrüsteten Mahnbrief: „Sehr geehrter Herr! Wem habe ich alle Freundlichkeit erwiesen? Ihnen! Wer hat mich um dreihundert Mark angepumpt? Sie! Wer hat mir versprochen, sie mir am fünfzehnten zurückzuzahlen? Sie! Wer hat sie mir am fünfzehnten nicht zurückgezahlt? Sie! Wer ist ein Gauner, ein Lügner, ein Verbrecher? Anton Munkel.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.